

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 42

Artikel: Stille Geschichte
Autor: Niggli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 42 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 20. Oktober 1923

— Zwei Gedichte von Heinrich Fischer. *) —

Spätherbstabend.

Zager Glockenlaut schwankt durch die Luft:
Müdes Herz, das nach dem Tode ruft.
Mattgeschüttelt von des Sturmes Wucht,
Klagt der Baum um seine letzte Frucht:
„Alle meine Zweige trauern leer.
Bleb mir nichts zu frohem Schenken mehr.“

Ueber nackte Wiesen durch das Tal
Huscht wie Schames Glut der Abendstrahl.
Und vom Fluß herauf zur Waldeswand
Taftet eine weiße Nebelhand,
Die sich über Feld und Oede reckt
Und, wie Muttergüte, Blößen deckt.

Meinem Großvater.

Zwar weiß ich: Erde gibt nicht wieder,
Was einmal kalt ihr Dunkel schlang.
Und unten morschen deine Glieder,
Schon eines Jünglings Leben lang.
Doch ob du tot, in dir verkettet
Kämpft meines Ringens lichte Not,
Als läg in meine Brust gerettet,
Was frührotfrisch in dir gelobt.

Ich spür: es ist das heiße Denken,
Das einst in feurigem Geist dir sann,
Wovon ein frühlingwarmes Schenken
Tiefklar in meine Träume spann.
So will ich still denn weiter mühen,
Was du mir liehst, des Dankes voll,
Daß meinem Fleiße Frucht und Blühen
Und seine Kraft von dir mir quoll.

*) Aus „Lebensträume“, Gedichte von Heinrich Fischer. Verlag E. Bircher A.-G., Bern. (Siehe Buchbesprechung.)

— Stille Geschichte. —

Von Martha Riggli.

Die Hauptstraße des kleinen Städtchens verbreiterte sich an ihrem einen Ende so sanft und schön, indem dabei die letzten Gebäude der beiden Häuserzüge in leicht gewölbten Bogen zurücktraten, daß man sich nicht leicht einen lieblichen Austritt und Ausblick ins offene Land vorstellen konnte. Wenn heute die ländliche Gegend vor einer Stadt mit recht ungleichartigen Häusern durchstellt ist, so war das damals noch anders, indem Stadt und Land genau voneinander abgegrenzt waren und wo das eine aufhörte, das andere rein und unverfälscht begann. So auch hier. Die beiden letzten Häuser der Straße, die einander gegenüber lagen, aber wegen der schon erwähnten Abbiegung schon ziemlich schräg zueinander standen, diese Häuser also hatten noch durchaus städtischen Charakter, würdige, graue Steinfassaden, saubere Pflasterung vor dem Eingang und im Hintergrund den sorgfältig gepflegten Stadtgarten, dessen Beete mit Buchs eingefast waren. Aber wie die Straße

diese ehrenhaften Bürgerhäuser verließ, kam sie sogleich ins offene Land und streckte sich zwischen Wiesen, Aedern und Kornfeldern hin, und an ihrem Rand standen zu beiden Seiten Kirschbäume und es war eine solch schöne, gute Straße, daß die Bewohner der kleinen Stadt immer und immer wieder auf ihr hinauszogen, im Sommer, um unter den Kirschbäumen sich zu lagern, im Winter, um sich die Füße wieder warm zu laufen und Schneelust einzusaugen.

Man könnte nun denken, das äußerste Ende einer Stadt wäre gar keine gute Lage für ein Tuchgeschäft. Trotzdem wurde ein solches von alters her in einem der beiden Häuser betrieben und die Eigentümer hatten dabei stets ihr gutes Auskommen gefunden und waren im Lauf der Zeit durch Sparsamkeit und Umsicht im Handel zu einiger Wohlhabenheit gekommen. Jetzt wurde der Laden von einem ältlichen, etwas strengen und pietistischen Ehepaar geführt, das, da die Leute sich spät verheiratet hatten, ein ein-

zuges, eben erst schulpflichtiges Söhnchen besaß. Dieses Söhnchen nun war nebst dem Flehen um das Gelingen ihres ehrlichen Handels der Inhalt ihres Morgen- und ihres Abendgebetes. Der Vater pflegte nach Feierabend in dem Buchsbaumgarten hinter dem Haus in alten Historienbüchern zu lesen und nun wollte ihm der Gedanke an jene alten holländischen Tuchherren nicht wieder aus dem Sinn, nachdem er einmal davon vernommen hatte. Solch einer sollte sein Karl einmal werden, wohlhabend und würdevoll sein, weite Reisen gemacht und Bildung in sich aufgenommen haben und schließlich im Stadtrat sitzen, einer der fünf ersten Männer der Gemeinde. Ihm, dem altmodischen Manne, erschien ein solches Amt von Bedeutung und er glaubte in seiner frommen Einfalt noch, daß wirklich nur die Besten und Weisesten dazu erkoren würden. Seine Frau, die von Staats- und städtischen Geschäften und Umtrieben noch weniger verstand als ihr streng- und leichtgläubiger Mann, war mit diesem einer Meinung, und so diente denn ihre Sparsamkeit, die den Geiz streifte, einem höhern und edlern Zweck, nämlich, den auszurüsten und mit ehrenhaftem Wohlstand zu versehen, der einst über die Geschicke einer ganzen Stadtgemeinde mitentscheiden sollte.

In dem Hause gegenüber wehte eine ganz andere Luft, eine kühle, warme, vornehme, lustige Luft. Von allem war etwas dabei. Das Haus war ebenso geräumig wie das Tuchhändlerhaus mit seinem Laden und seinen vielen Kisten und Ballen, und doch wohnte nur eine junge Witwe namens Zurlinden mit ihrem einzigen Töchterchen darin. Die Frau hatte im Auslande einen Bürger der Stadt geheiratet, der dann früh starb, und da die Stadtgemeinde ihr verschiedene Vorteile bot, die sie trotz ihrer ordentlichen Vermögenslage nicht außer Acht lassen wollte, so zog sie hieher und ließ sich hier nieder. Sie stammte aus guter Familie, las und spielte Klavier, war jedoch, da sie früh ihre Eltern verloren hatte und auf eigene Füße gestellt worden war, etwas kaufmännisch und nüchtern. Aber gerade diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß sie nach dem rasch erfolgten Tode ihres Mannes nicht kopfhängerisch wurde und an sektirerischen Versammlungen teilnahm. Sie schien sich des Anblicks von Särgen gewöhnt zu sein, den Tod philosophisch als das natürliche Ende des Lebens zu betrachten, und glitt gleichsam darüber weg, um die Dinge des Tages wieder zu ergreifen. Sie war jung und tüchtig, zugleich schon etwas zu müde und zu bequem, um nach den Aufregungen, dem fraglichen Glück und der Vergänglichkeit einer neuen Ehe zu begehren, und liebte ihr Kind herzlich, wenn auch mit derselben muntern und etwas nüchternen Art, mit der sie allen Fragen des Lebens, der Liebe und des Todes gegenüber stand.

Diese Gemütsart der Frau war es, was den Eindruck hervorrief, als wehte in dem Hause eine kühle und warme, eine vornehme und lustige Luft, von jeder Art ein wenig. Die Tuchhändlers Leute wußten, daß die Nachbarin nur an den hohen Feiertagen zur Kirche ging und auch dann nur der schönern Musik wegen, und daß sie an den gewöhnlichen Sonntagmorgen in ihrem Garten saß, wo die Beete ebenfalls mit Buchs eingefaßt waren, und allerlei Bücher las, die sie nicht kannten. Aber sie waren klug und erkennend genug, dahinter nichts Böses zu suchen,

und gestanden die Bildung und Ueberlegenheit der Frau freiwillig zu. Wenn deshalb an Markttagen das Landoock ihren Laden füllte, so saßen sie es gerne, daß der kleine Karl ins Nachbarhaus hinüberlief und hofften, er werde, während sie hier an Geldeswert ordentlich und anständig profitierten, dort an geistigen Werten ebenso viel in sich aufnehmen. Denn schon hatte ihm die freundliche Witwe die ersten Kenntnisse im Klavierspiel beigebracht und sie hatte einen Preis in Form eines Kaleidoskopes ausgesetzt für denjenigen ihrer Zöglinge, der ihr bis Weihnachten eine kleine Sonate gut und fehlerfrei vortragen könnte. Es herrschte zwar bald nicht mehr der geringste Zweifel, wenn dieser kostbare Preis zufallen würde, denn der Junge zeigte sich linksich und ungeschickt und versank oft auf einmal in langes und worteloses Staunen über den Anblick und das hübsche Vielerlei einer anmutigen Häuslichkeit, wie sie in der Wohnung der Witwe herrschte und er sie von daheim nicht kannte, wo alles einfacher, strenger und reizloser war. Und das kleine Mädchen saß zudem am Klavier und spielte, etwas bequem, etwas harmlos, aber so sicher, als sei ein Danebengreifen einfach nicht möglich, seine Stufen, und das kam dem Knaben am allermerkwürdigsten vor.

Die Kinder mußten nicht immer zur selben Zeit zur Schule gehn, denn Karl saß nun doch schon in der zweiten Klasse, während Marie eben erst eingetreten war. Es stimmte ihn am Morgen traurig, wenn er das Mädchen nicht begleiten durfte, da sein Unterricht schon eine Stunde früher begann. Dazu hatte er immer reichlich Butterbrot und Früchte mit, denn seine Eltern waren dafür, daß er recht äße und groß und stattlich würde. Die Nachbarin nahm das leichter, und wirklich spielte ja die Größe und Stattlichkeit bei einem Mädchen keine Rolle und sie gab ihm nichts mit und meinte, von neun bis elf Uhr könnte man den Hunger ertragen. Aber wenn es um elf Uhr aus dem Tore trat, so stand Karl da, der seit zehn Uhr, auf dem nächsten Markstein sitzend, gewartet hatte, und er hatte noch sein ganzes Butterbrot und seine Früchte. Bisweilen hatte er sogar Bananen mit, die als besonders nährstoffreich galten und deshalb von den sparsamen Eltern aus einem Comestibilesgeschäft der Hauptstadt bezogen wurden. Diese Bananen nun waren das Einzige, was Marie sich gefallen ließ, und es war dem Knaben selbstverständlich, daß sie nur das Beste und Kostbarste nahm, und es machte auch nichts, wenn er nur in die Höhe schoß und nicht auch in die Breite ging, wie seine nährstofffeifrigen Eltern es wünschten.

Durch die Kornfelder außerhalb der Stadt floß ein ziemlich breiter Bach. Zur Zeit der Schneeschmelze konnte er gefährlich sein. Aber im August lagen meist die Kiesel bloß und Karl und Marie versuchten, über die Wassertümpel zu hüpfen. Wenn sie dann müde waren, so wußten sie weiter in der Ebene drinnen einen überhängenden Weidenbusch. Dort bereiteten sie sich Sitze und es war ihr Haus und Karl legte jetzt seine Scheuheit ab und sagte, nun wären sie Mann und Frau. Marie ließ sich das gefallen, sah aber über das Feld hin und lächelte nicht und es schien ihr ganz gleichgültig zu sein, was mit ihr geschehe und wer einmal ihr Mann sein würde. Karl empfand eine dumpfe

Schwere über solche Bewegungsllosigkeit und später, als sie beide größer und älter waren und doch jeden Sommer immer wieder unter dem Weidenbusch saßen, verwandelte sich diese Schwere in eine bohrende Eifersucht, aus der er keinen Ausweg wußte, weil er keinen Feind sah.

Wenn sie aufstanden, nahm er Marias Hand und sie gingen so bis zur Stadt. Wenn er ihre Hand dann aber fallen ließ, so wußte er wieder nicht, ob sie nun froh war, oder ob sie vorher froh gewesen wäre, da er ihre Hand noch in der seinen gehalten hatte.



Zuoz: Dorfansicht von Westen. (S. 532.)

Die junge Witwe Zurlinden lebte so abgeschlossen und die Tuchhändlerleute maßen im selben Gleichmaß Tag um Tag Tuch aus, daß sich in den nächsten Jahren nichts veränderte. Nur einmal, als ein neuer Pfarrer in das Städtchen kam, hieß es, er habe der Frau einen Antrag gemacht. Er war aber ein ehemaliger Stipendialschüler und hatte ein welkes und demütiges Armeutegefiß, das sonderbar abstand von Frau Zurlindens anmutiger und wohlhaltener Fraulichkeit. Sie hatte nie in derlei Verhältnissen gelebt und war der Ansicht, daß sich nur Gleiches mit Gleichem gut vertrage, gleiches Elternhaus, gleiche Erziehung, gleiche Rasse, gleiche Sprache und gleiche Religion. Alles, was sich ungleich paarte und zusammenschloß, erklärte sie aus einer blinden Leidenschaft heraus entstanden, die nicht lange vorhalten würde, oder es war die gewöhnliche Profitgier. Es war nun nicht ihre Absicht, dem Pfarrer, der aus den untersten Volksschichten stammte, zu Wohlhabenheit zu verhelfen, obwohl sie sein Streben danach wohl begriff. Zudem schätzte sie sein Amt und seinen Manneswert nicht hoch genug ein, um dagegen ihre jetzige Lage, in der ihr wohl und bequem war, aufzugeben. Und als kurze Zeit darauf der Priester ein blasses, kränkliches und geistig schwaches Mädchen aus einem Millionärshause heimführte, glaubte die Frau die Richtigkeit ihrer Menscheneinschätzung von neuem bestätigt zu sehen und freute sich doppelt, daß sie den Mann abschlägig beschieden hatte.

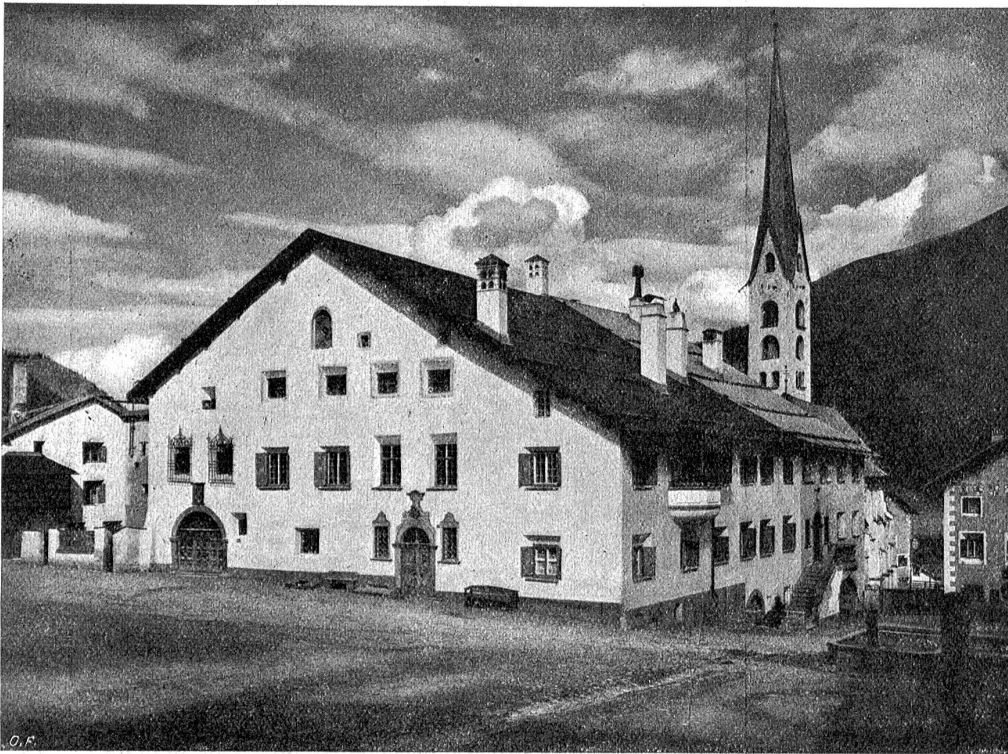
So floß denn ihr ruhiges Leben weiter. Die Erziehung ihres Kindes machte ihr keine Mühe. Es war schön, gut, tat, was sie wollte, lernte und ließ die Mutter nichts weiter wünschen. Wenn dieser auch oft scheinen mochte, Marie führe neben dem äußern, sichtbaren ein zweites, unsichtbares, ja, ihr selber kaum bewußtes Leben, so verwarf sie diesen Glauben doch immer wieder, wenn sie des Töchterchens gleich-

mähiges Wesen in Betracht zog, seine Fügsamkeit, seine Harmlosigkeit, seine ganze lässige Art. Und doch wiederum: Was konnte aus dieser stummen Hülle einmal hervorbrechen; Stürme, Leidenschaften? Oder: Von was für Händen würde dieses widerstandslose, lässige Kind einmal geführt werden, wenn sie nicht mehr war, von guten, von bösen Händen?

Eines Abends saßen sie im Wohnzimmer. Es war Winter. Die Mutter hatte eben Licht gemacht. Marie sah bei der plötzlichen Helle von ihren Schulaufgaben auf und eine Flut von Licht übergoldete ihr blasses, schwarzumlodtes Gesicht. In demselben Augenblick trat aber auch Karl ein. Er entschuldigte sich; sein zweimaliges Klopfen sei wohl überhört worden. Die Mutter stutzte und wußte sich einen Augenblick nicht zu fassen. Aber schon war Marie, deren lichtübergoldetes Antlitz eben noch dem Gaste zugewendet gewesen, aufgestanden und hatte Karl einen Stuhl hingerrückt. Sie arbeitete an einer schwierigen mathematischen Aufgabe und da er jetzt in die Realschule ging und in den mathematischen Wissenschaften weiter vorgerückt war als sie, konnte er nachsehen, ob in ihrer Lösung und Beweisführung keine Lücke sei.

Er prüfte ernsthaft, aber etwas langsamer als sonst. Marie sah ihm zu, wie sein Stift den Zeilen entlang glitt. Sie wußte, daß er wohl kaum einen Fehler finden würde, da sie beim Begehen eines solchen, wie es die Art dieser Aufgaben in sich schließt, schon vorher stecken geblieben wäre. Aber diesmal hatte sie sich doch getäuscht.

„Siehst du,“ sagte er, indem er aufstand und neben sie trat, „von da an sind zwei Wege möglich, natürlich nur scheinbar, und darin liegt es eben, den richtigen zu gehen.“ Er lächelte und man sah ihm an, daß er seinen knabenhaften



Zuoz: Hauptansicht der Plantahäuser.

Triumph wohl auskostete. „Ich wette,“ fuhr er fort, „daß morgen nicht drei eurer Klasse die rechte Lösung vorweisen können.“
(Fortsetzung folgt.)

Das Bürgerhaus des Kantons Graubünden.

Zuoz — die Plantahäuser.

Vom großangelegten Sammelwerk „Das Bürgerhaus in der Schweiz“, herausgegeben vom Schweiz. Ingenieur- und Architektenverein, ist eben im Verlage des Art. Inst. Orell Füssli, Zürich, der I. Teil des XII. Bandes herausgekommen, der das Bürgerhaus im Kanton Graubünden behandelt und zwar das der südlichen Talschaften: des Engadin, Puschlav, Bergell und Misox, des Rheinwaldtal, Oberhalbsteiner- und Albulaales.*)

Dieser außerordentlich repräsentative und für die Bau- und Kulturgeschichte unseres Landes wertvolle Band ist entstanden aus der Zusammenarbeit hervorragender Bündner Architekten, wie N. Hartmann und M. Risch, Hofmeister und Chapatte, mit den Graubündner Photographen Albert Steiner, Joh. Feuerstein und Chr. Meißer. Den Text des Bandes hat Herr Erwin Boeschel in Davos verfaßt. Hier darf man füglich mit Nachdruck auf den schwungvollen und gehaltreichen Stil des Textbearbeiters hinweisen; für den illustrativen Teil versteht sich bei den bekannten Traditionen des Sammelwerkes die ausgelesene Qualität von selbst. Während der Text in einem allgemeinen Teil die wirtschaftlichen Grundlagen der behandelten Bauerscheinungen erörtert und in einem besondern Teile die Typen und die Einzelbauten beschreibt, gibt der illustrative Teil auf 135 Großformat-Seiten in gewohnt gründlicher Weise die photographischen und zeichnerischen Aufnahmen der besprochenen Beispiele in zahlreichen Bildern wieder. Die hier behandelten Graubündner-Täler sind bekannt durch ihren Reichtum und ihre Originalität

*) Man vergleiche die Aufsätze über früher erschienene Bände in der „Bernern Woche“, Jahrgang 1918, S. 108 und 109, und 1923, S. 16.

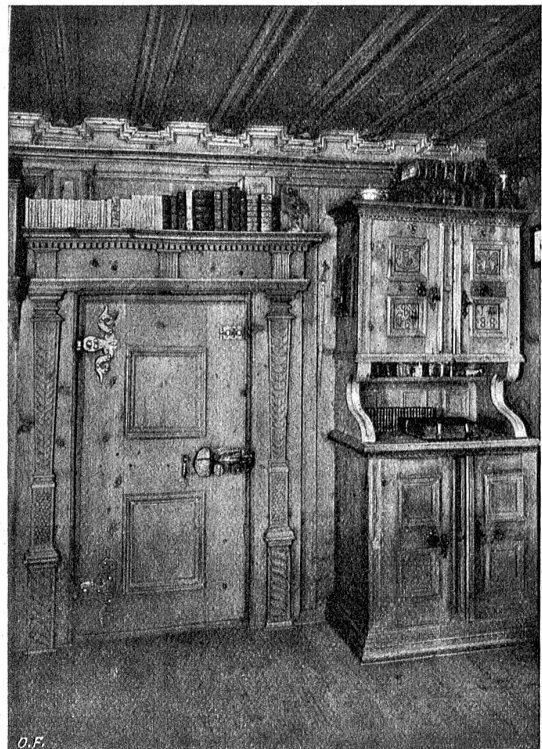
in baugeschichtlicher Beziehung. Der vorliegende Band der „Bürgerhaus“-Sammlung ist aus diesem Grunde hervorragend interessant und darf als eine starke Bereicherung unserer nationalen Literatur begrüßt werden.

*
Zu allen Zeiten fielen dem Wanderer die reichen und schönen Dörfer und in diesen die stolzen, ja herrschaftlichen Häuser der südlichen Graubündnertäler auf. Und dabei handelt es sich nicht um Ausnahmeerscheinungen, um vereinzelte wohlhabende Dörfer neben armseligen Dörfchen, und um patrizische Landsitze inmitten ärmlcher Bauernhöfen. Nein, sämtliche Siedelungen jener Täler tragen den Stempel des Wohlstandes an sich, und die besonders hervorragenden Bauten un-

terscheiden sich nicht in der Architektur, sondern bloß in ihren Ausmaßen von den sie umgebenden Dorfhäusern.

Die Quellen dieses allgemeinen Wohlstandes in den südlichen Graubündnertälern liegen tief in der Natur und in der Geschichte des Landes geborgen.

Der Ertrag des Bodens ist karg bemessen. Die langen Winter und kurzen Sommer und der steinige Grund ver-



Zuoz. Arzene Stube im Obergeschoss eines Plantahauses.